**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 15 (1911)

**Artikel:** Pietro, der Störefried
**Autor:** Zahn, Ernst
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-575744

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 06.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Pietro, der Störefried.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

4.

San Marco war in Aufregung; aber sie legte sich, wie das seltsame Murren, das der See seit einigen Tagen hatte, sich manchmal legte. Streitigkeiten und Messerstechereien waren nichts Seltenes. Ueberdies war es nicht erwiesen, ob Pietro Tognola im Streit gefallen war. Neben ihm hatte man ein als sein eigen erkanntes blutiges Messer gefunden. Vielleicht hatte er, der in die Giuseppina Broggi verliebt war, sich selbst ein Leid angetan.

Die Giuseppina Broggi!

Das Dorf schwatzte.

Die Giuseppina und der Fischer Pedroni!

Es waltete eine Untersuchung. Der Fischer und der junge Tognola hatten sich schlecht gestanden. Aber Mario Pedroni wollte mitten in der Nacht erst von den Inseln zurückgekommen sein. Sein Weib und ein Nachbar, den er bei der Heimkunft noch angerufen, bestätigten ihm das. Und die Giuseppina schwieg, fragte auch nicht, wohin er sein Boot in der Nacht noch einmal gerudert. So verlief die Untersuchung ergebnislos. Den Pietro legten sie unter den Wust des kleinen einsamen Friedhofes nahe an die Seemauer.

Die Giuseppina schwieg. Sie hörte das Jammern der Mutter über den Tod des Tognola schweigend an, zuckte nur manchmal unwillig die Achseln, und wenn jene drohte: „Nimm dich in acht mit Pedroni, ich komme hinter deine Schliche!“ sagte sie kurz und wegwerfend, wie vor Gericht: „Darf man hier am See mit keinem Mannsbild mehr reden?“ In den Gassen und vor den Nachbarn trug sie ihr leichtfertiges, herausforderndes Wesen zur Schau. Ihre Stimme und ihr Lachen waren weit herum hörbar, wenn sie des Weges kam; sie schwang sich in den schlanken Hüften, die Holzpantoffeln klapperten, und die schwarzen Augen blitzten. Diese Augen schlug sie nur nieder, wenn sie den Pedroni erblickte. Mit ihm hatte sie sich seit jenem Abend noch nicht zu reden getraut. Manchmal stand sie auch allein unten am See. Dann war sie verwandelt. In ihr Gesicht kam plötzlich ein Ausdruck von Starrheit; es war fast, als ob das hellblonde Haar grau wäre wie bei einer alten Frau, und die Augen sahen ins Leere. Wenn sie so schaute, war Giuseppina in einer Art Traumzustand. Dann stand draußen über dem wolkenverhangenen, sonderbaren, murrenden See, im Leeren, eine Gestalt. In Wirklichkeit aber stand sie nur in Giuseppinas Gedanken: Pietro! Merkwürdig! Sie sagte sich zwanzigmal des Tages mit einem Aufatmen, daß er ihr nicht mehr nachlauern könne; aber in ihren Gedanken sah sie ihn jetzt mit einer Deutlichkeit, wie sie ihn früher nie gesehen.

Es war überhaupt eine seltsame Zeit. Das versteckte Murren des Sees und ein sonderbares Geräusch in den Lüften wie von einem fernen Winde, das bleierne Grau des Wassers und des Himmels, das Tag für Tag nicht ein einziger hellender Strahl durchbrach, das alles legte sich einem aufs Gemüt als eine Last von Bangigkeit. Alte Fischer sagten, dieses graue, lauernde, murrende Wesen werde in einem großen Sturm enden, und sie fuhren vorsichtig mit ihren Schiffen aus und kehrten ehestens zurück wie bange vor dem See, der ihnen doch eine Heimat war.

Schon, obwohl es nur wenige Wochen seit seinem Tode her, war Pietro Tognola vergessen. Das sonderbare Wetter allein schon lenkte die Gedanken ab. Und Giuseppina atmete auf. Zuweilen, wenn sie dem Schiffer begegnete, schlug sie jetzt die Augen auf und sah ihn an. Manchmal lächelten beide wieder, verständnisvoll wie zwei, die ein liebes Geheimnis haben, und als nickte eines unwillkürlich und unbewußt dem andern zu: „Jetzt — jetzt ist der Wächter nicht mehr da!“

Giuseppina aber schlief schlecht seit einiger Zeit. Des Nachts sah sich manches ganz anders an als am Tage. Das Mitleid kam ihr da wieder: Armer Pietro! Er war doch ein gutmütiger Bursche gewesen! Und früher hatte sie ihn wohl gemocht.

Nach dem Friedhof ging Giuseppina nie. Es bereitete ihr schon Unbehagen, wenn sie ihn von ferne sah. Dort auf der Mauer hatte sie mit Pietro gesessen! Und — halt — die Gedanken schossen ihr wie Blitze: Da war er gewesen und da — und da . . . Sie erschrak und blickte um sich: „Kam er nicht? Stand er nicht irgendwo?“

An einem Morgen war es plötzlich, als ob der See gestiegen sei. Noch lastete das bleierne Grau zwischen Himmel und Wasser. Es schien manchmal fast violett, soviel dunkle Tiefe hatte es gegen den Horizont hin. Die Wellen aber, die der See ans Ufer warf, wurden immer wuchtiger, wie schwere schwarze Klumpen, ganz aus dem Grunde geholt. Plump und platschend trafen sie an den Strand. Wenn einer auf dem Friedhof von San Marco

stand, so fühlte er den Boden unter seinen Füßen zittern. Einmal riß eine Woge ein paar Steine aus der Mauer, deren Mörtel faul geworden war, und ein brauner Fall von Sand rieselte eine Weile ins Wasser hinab. Während des Nachmittags erhob sich ein stärkerer Wind. Kein Fischer war ausgefahren. „Jetzt kommt das Wetter," sagten sie und standen am Hafen.

Pedroni war unter ihnen, sprach und gestikulierte. Er wollte die Fahrt nicht aufgeben. „Per Dio," sagte er, „als ob wir noch in keinem Sturm draußen gewesen wären!"

Ein alter, gebückter, brauner Kerl, der Vincenzo Dorta, sagte: „Wenn du ersaufen willst, so fahr' aus! Ich habe das vor fünfzig Jahren gesehen, das Wesen. Da hat es zwei Häuser weggefressen da unten am Lido, und wenig hat gefehlt, so stände die Kirche nicht mehr da. Wartet ab! Ihr werdet es schon sehen!"

Statt aller Antwort sprang Pedroni in sein Boot. Aber ein paar Frauen hatten die Katharina, sein Weib, verständigt, und die kam heruntergewackelt, dick und roh, wie sie war, und hieß ihn mit kreischender Stimme und vielem Schreien bleiben. Vielleicht wäre er nun gerade gefahren; allein er sah die Giuseppina drüben stehen, und es war ihm, als ob ihre Augen vor Schrecken weit wären und ihn dableiben hießen. So ließ er das Segel gerollt, tat, wie wenn er sich besänne, und ließ sich im Boot nieder.

Gerade da warf der See eine Woge über die Hafenmauer. Der Wind war jetzt Sturm. Die Wolken, die bisher faul und schwer am Himmel gehangen, bekamen Leben; durcheinandergewirbelt stießen sie von Osten nach Westen, ein stumm kämpfendes Riesenvolk. Aber ihre Schwestern, die Wellen, schlugen ihre eigene Schlacht und keuchten und zischten, während sie sich wider einander warfen. Am Strand von San Marco heulten sie und wuchsen an den Mauern des Hafens, der Häuser am Strande und des Friedhofs auf, höher und immer höher, und die tollsten warfen sich mit der Plumpheit eines Seehundes über die Hindernisse hinweg ans Land.

Im Friedhof war eine Lache, wurde ein Loch, das sich mehr und mehr mit Wasser füllte und von hinten die Mauer anfraß, dicht am Grabe des jungen Pietro Tognola.

„Santo Dio, welch ein Wetter!" bangten die Fischer.

„Santa Madre!" kreischte da und dort aufgeregt ein Weib.

Und sie schossen hin und her, von einer bedrohten Stelle zur andern.

Niemand arbeitete mehr im Dorf. Es tat sich aber auch niemand hervor, der der einbrechenden Gefahr gewehrt hätte. Es lebt da ein sonderbar fatalistisches Volk, das mit wehrloser Geduld hinnimmt, was über es kommt.

Der Sturm ließ bis an die Nacht an Heftigkeit nicht nach. Seine Gewalt schien vielmehr zu wachsen, je dunkler es wurde. Die von San Marco bargen ihre Boote, die im Hafen nicht mehr sicher waren. Auch räumten sie spät noch ein Haus, das in seinem Grunde wankte. Bei der Abendmette waren mehr Menschen als gewöhnlich. Aber als sie nicht mehr recht sahen, welche Fortschritte das Wasser machte, gingen sie schlafen, soweit sie sich in ihren Häusern sicher wußten.

Giuseppina kehrte als eine der ersten vom Strand zur Mutter zurück. Unterwegs traf sie Pedroni. „Warst du toll, bei dem Wetter ausfahren zu wollen?" raunte sie ihm im Vorbeigehen zu. Ihre Hände fanden sich. Aber sie hörte seine Antwort nicht, so rasch ging sie weiter. Und plötzlich packte sie der Schrecken: Hatte jemand sie gesehen, gehört? Pietro? Dann lachte sie mühsam in sich hinein: Bah, der — kam doch nicht mehr, der Schleicher!

Sie legte sich früh in dieser Nacht. Es war eine merkwürdige Unruhe in ihr, die ihr die Gesellschaft der Mutter unerträglich machte. Sie m u ß t e allein sein.

Ihre Kammer hatte einen Steinplattenboden und war kalt und kahl wie eine Gefängniszelle. Durch das zerbrochene Fenster brach das Heulen des Sturmes und das Wüten des Sees. Die Nacht stand so schwarz in der Gasse, daß sie wie ein dicker, greifbarer Brandrauch war. Aber die Schrecknisse jagten Giuseppina keine Furcht ein. Sie vergaß sie um dessetwillen, was in ihr selber vorging. Sie fand lange keinen Schlaf. Sie hatte eine Art wilden Hungers nach dem Fischer Pedroni. Er hatte starke Arme. Es verlangte sie, ihre Umschlingung zu fühlen. Man war wie geborgen darin. Ob sie Pedroni morgen sah? Sie w o l l t e ihn sehen! Sie begann allerlei Pläne zu machen, wie sie ihm allein begegnen könnte. Endlich schlief sie ein. Bald nachher weckte sie etwas wie ein dumpfes Stürzen einer Steinlawine, aber sie erwachte nicht zu völliger Klarheit; dann schlief sie den schweren, erquickungslosen Schlaf weiter. Gegen Morgen aber fuhr sie doch wieder mit der Jachheit eines Schreckens auf. Die Dinge hatten ein ganz anderes

Gesicht als in der Nacht. Sie hatte jetzt Angst vor Pedroni, wünschte, daß alles ein Ende hätte zwischen ihr und ihm, und sie mußte von dem toten Pietro etwas denken, was ihr bisher nicht eingefallen war: Hatte er nicht eigentlich eine unverdiente Strafe erlitten?

Sie wälzte sich auf ihrem Bett. Die Qual ihrer Unruhe milderte sich erst, als sie aufstand. Und abermals wandelten sich die Dinge. Die Wirklichkeit forderte wieder Geltung. Fast wider Willen tat sie einen Blick aus dem Fenster und suchte in der Gasse nach dem Fischer.

Der Sturm hatte sich gelegt; aber es regnete in Strömen. Der Tag wurde nur langsam licht. Der Regen klatschte auf dem Holperpflaster der Gasse. Aber es klang noch ein anderes Geräusch herauf wie von vielen Fußtritten.

Die Mutter schlief noch, als Giuseppina herunterkam. Sie trat unter die offene Haustür. Da stand drüben die dicke Katharina, des Fischers Weib, und schaute mit in die Hüften gestemmten Fäusten gaßabwärts. Von oben kam ein Mann gelaufen. Dem wendete sie sich zu und sagte: „Es sind schon alle unten. Es muß schlimm aussehen!"

„Was?" fragte die Giuseppina; aber der Mann war schon fort, und die Katharina schnitt ihr eine Grimasse und drehte ihr den Rücken; die haßte sie, die feiste Katharina!

Giuseppina trat ins Haus zurück, nahm ein Tuch um und eilte dann gaßab, wo sie den Mann hatte hinlaufen sehen. Als sie gegen das Ufer hinab kam, gebärdete sie sich lachend und lustig, wie sie es an der schönen Giuseppina gewöhnt waren. Die vielen Leute, welche da die vom Sturm gerissenen Schäden besahen und bejammerten, sollten keine Beklemmung an ihr sehen. Der Regen fiel unablässig; aber Giuseppina hatte das Tuch über den hellblonden Kopf gezogen, und aus dem Rahmen desselben schauten die schwarzen Augen. Langsam starb der Uebermut darin, als sie die Zerstörung da unten sah, und der heimliche Schrecken, der ihr lauernd im Herzen gesessen hatte, sprang jetzt auch in ihren Blick.

Aus den Häusern, die am Ufer standen, war noch in der Nacht aller Hausrat gerettet worden. Die Gasse lag und stand voll davon, und der Regen verdarb das armselige Gerät. Zwei Häuser waren eingestürzt, ein drittes drohte zusammenzufallen. Selbst an die Kirche herauf hatte die Flut gelangt und das große hölzerne Kruzifix weggerissen, das in der Schutzmauer eingelassen gewesen. Die Mauer des Friedhofs aber war verschwunden.

Giuseppina sah nicht hinauf, lange nicht. Sie mischte sich unter die Gaffer und Jammernden und ließ sich das Unheil zeigen und erklären. Da wies ein müßiges Weib nach dem Totenhof hinüber und nahm eine Schar Neugieriger mit dorthin. Denen folgte Giuseppina, zögernd zuerst und mit Herzklopfen, dann vom bösen Gewissen gejagt.

„Den alten Dorta hat es fortgespült und die Giulia Pellegrini," kreischte eine aus der Menge.

Je näher sie kamen, um so mehr Namen wurden laut und um so mehr Mären, was geschehen. Eine schrie von Pietro Tognola.

Giuseppina fror und war doch heiß vor Hast. Sie drängte sich weiter und kam unter den Haufen der Leute, die auf dem verwüsteten Gottesacker standen. Sie sah ein seltsames und furchtbares Bild. In dem heißen Sandboden des Friedhofs verwesten die Leichen lange nicht. Nun war der See gekommen und hatte ein Dutzend Gräber aufgespült, mit roher Kraft die Särge zerschlagen, daß ihre Trümmer, moderndes, zerstiebendes Holz, umhergestreut lagen. Zwei Tote hatte das Wasser mit fortgetragen, die andern Leichen aber lagen dem Tage frei, und die da standen und gafften, erkannten sie fast alle noch; denn es waren die Toten der letzten Monde aus drei Dörfern, die da lagen.

Noch hatte Giuseppina keinen vollen Ausblick. Es war ein Gedränge um sie her, und als sie sich hindurchzuwinden suchte, sah sie sich auf einmal neben Mario Pedroni stehen. Er wendete sich nach ihr um. Ihre Augen begegneten einander. Giuseppina spürte den Schauer heißer Freude, der sie immer durchrieselte, sobald sie in seine Nähe kam.

Da trat vor ihr ein Mann hinweg, dessen breitschulterige Gestalt ihr bisher die Aussicht verwehrt hatte. Eben aber hatte Pedronis Hand im Gedränge heimlich die ihre gefaßt. Der Platz vor ihr wurde so plötzlich frei, daß sie ihre Hand nicht schnell genug zu lösen vermochte. Und auf einmal war ihr, daß drüben einer sie anstarre, ein bleicher, halbnackter Mensch.

Pietro!

„Santa Maria!" kreischte Giuseppina auf.

Sie warf Pedronis Hand von sich. Eine wahnsinnige Furcht schüttelte sie. Da — da war er wieder, Pietro Tognola — jedesmal, wenn — wenn Pedroni und sie etwas — mit einander hatten!

Die Umstehenden blickten sie an. Ihr Körper schlotterte; aber sie bog den Oberleib weit vor. Das Tuch war von ihrem blonden Haar geglitten, und der Regen peitschte ihr Stirn und Scheitel.

Balz Stäger, Zürich.

Abend beim Hardturm (Zürich).

Eigentum der Regierung des Kantons Zürich.

Der See hatte die Leiche des Tognola an die nördliche Mauer gespült, sodaß sie mit dem Rücken halb umgesunken dagegen lehnte. Er war deutlich zu erkennen. Das schöne schwarze Haar hing ins zerfallene farblose Gesicht. Aber das weiße Hemd, das der Tote trug, war in der Nähe des Herzens rot. Die Wunde mußte noch einmal geblutet haben, als er schon im Sarge lag. Auf dieses Rot zeigte die Giuseppina mit weit ausgestrecktem, zuckendem Arm.

„Da — da," lallte sie, halb nach Pedroni umgewendet, „hast du ihn getroffen!"

Der Fischer wendete sich ab. Er zuckte mit der Schulter. Gleich nachher mischte er sich unter die Menge und verschwand.

Giuseppina suchte ihn, ohne es zu wissen. Sie haßte ihn in diesem Augenblick. Sie sah zum ersten Mal Pietros Wunde, und der Anblick tat ihr weh, wie wenn ihr selber das Messer in den Leib gefahren wäre. Sie hätte den Pedroni mit den Händen ergreifen und vor den Toten hinzerren mögen: „So — so weh hast du ihm getan!"

Aber Pedroni ließ sich nicht mehr sehen.

Es war ihm auch niemand gefolgt. Sie umstanden die Giuseppina; an diejenigen, die ihr zunächst waren, drängten sich andere heran. Sie schaute noch immer ganz verwirrt um sich. Da begannen sie sie zu fragen: „Was sagst du? Hat er es wirklich getan, der Mario?"

„Ja," nickte sie, als ob sie sie zwängen, das Geständnis zu machen, und dann schrie sie es noch einmal laut: „Ja!"

Und es war diesmal, als ob sie sich von einer schweren Last erlöste.

Einige Verwandte des toten Pietro eilten hinweg. Ein drohendes Murren ging durch die Menge. Aber schon sahen sie ein Boot im Regen über den noch immer erregten See hinfahren. Es war das kleinste und schnellste im Hafen, und Pedroni steuerte es.

Giuseppina hörte, daß sie ihm nachschrieen; aber sie blickte nicht hinaus. Sie beugte den Oberkörper vor und tat einen Schritt dem Leichnam des Pietro näher.

Ein paar Männer begannen die Leichen zu bergen und zu decken. Als sie den Pietro Tognola in die Grube zurücklegten, ging Giuseppina.

Eine Anzahl Leute folgten ihr und bestürmten sie noch immer mit Fragen; aber sie ging wie zerbrochen und sagte nur manchmal: „Laßt mich! Laßt mich!"

Keiner ihrer Gedanken folgte dem flüchtigen Fischer. Das brennende Mitleid saß Giuseppina im Herzen. So hatte er ihn getroffen, den Pietro! Sie dachte an diesen, wie er immer gut zu ihr gewesen und es ehrlich gemeint hatte und daß selbst, wenn er über sie wachte, er es aus hündischer Treue tat. Sie suchte ihn. Als müßte er wieder an irgend einer Ecke stehen. Und — liebte ihn mit aller Kraft dessen, was gut in ihr war...

So stand er von da an in ihrem Gedächtnis, unvertreibbar, wie er vorher in ihrem Leben gestanden.

Den Mario Pedroni sah man nicht mehr...

---

# Das Schühlein der Fremden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Maja Matthey Zürich.

Meister Viktor Rot rutschte auf seinem Schemel hin und her. Er konnte keine Stellung ausfindig machen, die so bequem war, daß er darin die Nägel in die Schuhsohlen treiben und seinen Gedanken nach Belieben nachhängen konnte. Immer, sobald er sich verlor ins Sinnieren, schlug er mit dem Hämmerlein anstatt auf den Nagelkopf auf den Daumen, der das Nägelein hielt. Dann gab er sich jeweilen einen Ruck, verjagte die Gedanken wie lästige Fliegen und preßte den Schuh fest zwischen die Knie. Zwei-, dreimal traf er richtig den Nagel und schmunzelte breit, weil es ihm gelungen war, seinen Gedanken zu gebieten und den Daumen zu schonen. Aber als leuchtende Schmetterlinge schwirrten die Gedanken aufs neue aus seinem Gehirn, umtanzten seine Stirne und gaukelten ihm vor den Augen.

„Solch eine schmale Sohle hatte ich noch nie zwischen den Fingern," dachte er, „wie die dort oben im Hasenmatthöfli!"

Vor seiner Erinnerung stand das aufgefundene, offene Grab, darin neben Ueberresten von Knochen und Schmuckstücken ein edelsteingeziertes metallenes Schühlein lag. Allerlei Ziselierung war hineingeritzt und verband sich mit den Edelsteinen zu einem Bilde oder Märlein, das gar fremdartige Dinge ausdrückte und lieblich anzuschauen war...

Ein Aufschrei entfuhr Viktor. Er hatte wieder auf den Daumen statt auf den Nagelkopf geschlagen. Der lief dunkel an und wurde dick. Für heute war es mit der Arbeit vorbei. Unmutig warf er den Hammer in eine Ecke und die Ledersohle unter den Sitz und schielte zum Fenster hinaus.

Unter dem Fenster lag ein Gärtlein, und ein Weg führt durch Wiesen und Felder zu den Bergen. Die stehen wie eine Mauer steil und hochgezogen auf und begrenzen den Ausblick. Aus rauschenden schwarzen Tannenwipfeln strebt das Felsgestein weiß und nackt empor, mit Silberstaub übersät,